

GEMEINSAMES LERNEN BRAUCHT MORALKOMPETENZ

Von Georg Lind



Photocase, all rights reserved.

© David-W./photocase.de

„Die Demokratie ist mehr als eine Regierungsform; sie ist in erster Linie eine Form des Zusammenlebens, der gemeinsamen und miteinander geteilten Erfahrung“, schreibt der große amerikanische Pädagoge und Philosoph John Dewey (1964, 121). Daher hielt er die Idee des gemeinsamen Lernens aller Kinder für unabdingbar im Hinblick auf den Erhalt und die Weiterentwicklung der Demokratie. Die Zustimmung zu dieser Idee der Inklusion hat in unserer Gesellschaft in den letzten Jahren zugenommen, wie die große Nachfrage nach Gesamt- und Gemeinschaftsschulen zeigt.

Gleichwohl haben wir noch einen langen Weg vor uns, bis das gemeinsame Lernen aller Kinder in unserer Gesellschaft Wirklichkeit wird. Eine moralische Idee wie Inklusion kann nicht allein juristisch und administrativ durchgesetzt werden. Sie muss auch tatsächlich gelebt werden. Dazu bedarf es der gezielten Förderung von moralisch-demokratischer Kompetenz bei allen Beteiligten, vor allem bei Lernenden.

Warum geht es mit der Einrichtung inklusiver Schulen so langsam voran? Warum tun sich selbst Lehrpersonen, die Inklusion im Prinzip begrüßen, oft schwer mit ihrer Umsetzung? Über die politischen und historischen Hintergründe dieser Auseinandersetzungen wurde schon viel gesprochen. Ich möchte daher hier auf die psychologischen Probleme eingehen, mit denen wir konfrontiert sind, wenn wir moralische Ideale im Alltag zu realisieren versuchen. Ich möchte zeigen, dass wir diese Probleme nur in den Griff bekommen, wenn wir die Schwierigkeiten anerkennen, die damit verbunden sind, und wenn wir uns mit der Frage beschäftigen, wie wir die dafür notwendige Kompetenz lernen und bei *allen* fördern können.

Zwei Gründe, warum die Umsetzung moralischer Ideale im Alltag sehr schwer sein kann

Der eine Grund ist, dass wir oft mit mehreren moralischen Prinzipien gleichzeitig konfrontiert sind (für eine ausführlichere Darstellung vgl. Lind 2015a). Wenn sie sich gegenseitig ausschließen, stehen wir vor einem Dilemma, bei dem jede Entscheidung falsch ist. Manchmal ist die Lösung eines Dilemmas so schwer, dass es „irgendwie“ entschieden wird, aber lange Zeit im Prinzip ungelöst bleibt. Der andere Grund ist, dass moralische Ideale oft sehr allgemein sind und es daher oft strittig ist, welche Entscheidung sie genau verlangen. Wie viel Euro genau ist ein gerechter Lohn?

Ab wann hört die Freundschaft auf? Wann ist Töten als Mord anzusehen?

Aus beiden Gründen ist bei Umsetzung moralischer Ideale eine besondere Fähigkeit der Akteure gefordert, nämlich Moralkompetenz. Das haben wir definiert als die Fähigkeit, Probleme und Konflikte durch (manchmal anstrengendes) Nachdenken und langwierige Diskussionen mit anderen zu lösen. Wenn unsere Moralkompetenz nicht genügend ausgebildet ist, müssen wir die Probleme auf andere Weise zu „lösen“ versuchen, im Extremfall durch die Anwendung von Gewalt, Betrug und Zwang. Solche Lösungen führen,

.....
 Moralkompetenz ist nicht angeboren,
 aber sie ist lern- und lehrbar

wie Thomas Hobbes ausführte, meist zu einem Krieg jedes gegen jeden, wenn nicht ein mächtiger Staat die Bürger daran hindert, Gewalt, Betrug und Zwang auszuüben, und ihnen die Lösung von Konflikten in Form von Machtentscheiden abnimmt. Moralisch kompetente Bürger, die ihre Probleme selbst lösen und ihre Konflikte selbst beilegen können, kommen hingegen ohne einen allmächtigen Staat aus, im Idealfall sogar ohne jede Form von Staat.

Moralkompetenz ist – im Gegensatz zu moralischen Idealen – nicht angeboren. Aber sie ist lernbar und lehrbar. Wir erlernen sie durch die Auseinandersetzung mit moralischen Problemen und Konflikten und verlieren sie, wenn sie ungenutzt brachliegt. Das ist nicht anders als bei unseren Muskeln, die nur dann kräftiger werden, wenn man sie benutzt, und sich zurückbilden, wenn sie lange Zeit nicht gebraucht werden.

Warum muss Moralkompetenz von der Schule gefördert werden?

Die Schule als Entwicklungsumgebung hat Vor- und Nachteile. Von Vorteil ist, dass die Schule alle Kinder gleichermaßen fördern und damit potentiell der sozialen Ungleichheit entgegenwirken kann. Oft gelingt das der Schule zu wenig, aber vielleicht wäre die Ungleichheit ohne sie noch größer. Zudem kann die Schule Erfahrungen vorwegnehmen, die sich aufgrund der technischen, ökonomischen und politischen Entwicklung heute schon absehen lassen. Schließlich kann die Schule Herausforderungen für die Lernenden so dosieren, dass sie den Einzelnen weder über- noch unterfordern. Hierfür eignen sich individualisiertes Lernen und offener Unterricht (Peschel 2003) besser als die starren Strukturen eines gegliederten Schulsystems, die allzu oft „lernentwöhnte Kinder“ produzieren (von Garrel 2012), die den Tag herbeisehnen, an dem sie alles, was mit Lernen zu tun, hinter sich lassen können.

Das Lernen hinter Schulmauern birgt aber auch Nachteile, vor allem dann, wenn die Lehrpläne nicht mit der Veränderung der Lebenswelt und den Lernbedürfnissen der Kinder mithalten und wenn die Lehrkräfte für ihren Beruf nicht richtig ausgebildet werden. Zur richtigen Ausbildung gehört aber nicht nur Fachkompetenz, sondern auch Methoden- und Moralkompetenz. Zur Methodenkompetenz sei nur dies angemerkt: Es genügt nicht, dass eine Lehrperson viele Methoden kennt, sie muss diese in der Ausbildung auch praktisch anwenden können und muss wissen, welche Methode für welche Zwecke benötigt wird. Beides kommt in der Ausbildung oft zu kurz. Sie besteht noch zu sehr aus Vorlesungen und Referaten. Das ist billig, aber ineffektiv.

Lernen braucht Moralkompetenz

Zu wenig bekannt ist, wie stark die Wirksamkeit des Unterrichts von der Moralkompetenz der Schüler wie auch der Lehrer abhängt. Schon Charles Darwin meinte, dass „die moralischen Fähigkeiten gewöhnlich und mit Recht höher geschätzt [werden] als die intellektuellen“ (Darwin 1966/1871, 270). Für Jean Piaget war das akademische Lernen sehr eng mit der moralischen Entwicklung verbunden. Die Abhängigkeit des Lernerfolgs von der Moralkompetenz wird durch mehrere Studien bestätigt. In einem Experiment zeigte Horst Heidbrink (2010), dass die Menge des von Schülern aufgenommenen Wissens von ihrer Moralkompetenz abhängt. Mehrere Studien fanden positive Korrelationen zwischen der Moralkompetenz und den Leistungen

von Schülern in verschiedenen Fächern (ebd.). Lehrer berichten mir, dass KMDD-Sitzungen, über die ich noch sprechen werde, unabhängig vom Fach die individuelle Lernmotivation der Schüler wie auch das Lernklima in der Klasse stimulieren.

Moralkompetenz ist aber auch für Lehrer wichtig. Viele stimmen zwar dem Ideal der Inklusion zu, setzen es aber nicht um. Warum? Um das herauszufinden, befragte ich angehende Förderschullehrer. Alle begrüßten das Prinzip der Inklusion. Aber als ich sie mit dem Fall eines lernschwachen Schülers konfrontierte, der auf Druck von Eltern und Kollegen von der Schule

Warum stimmen zwar viele Lehrende dem Ideal der Inklusion zu, setzen es aber nicht um?

gewiesen werden sollte, war nur etwa die Hälfte bereit, sich für die Inklusion starkzumachen. Es waren die Lehrer mit einem geringen Zutrauen in ihre eigene Fähigkeit, mit Konflikten und Problem umzugehen, die dazu neigten, den externen Pressionen auf Kosten des Inklusionsprinzips nachzugeben. Bestätigt fand ich diese Vermutung durch die Antworten von Teilnehmern einer Lehrerfortbildung. Alle begrüßten inklusive Lehrmethoden wie Projektmethode, Dilemmadiskussion, kooperatives Lernen etc. Aber nur wenige gaben an, sie würden diese auch regelmäßig einsetzen. Die Analyse der Antworten der Lehrer erbrachte, dass die Kluft zwischen gewünschter und benutzter Unterrichtsmethode umso größer war, je niedriger ihre Moralkompetenz war. Ein solcher Unterricht stellt höhere Anforderungen an die Fähigkeit der Lehrpersonen, Konflikte ohne Rückgriff auf ihre Macht zu lösen, als der lehrplanorientierte Unterricht. Wenn wir Inklusion wollen, müssen wir also auch Moralkompetenz vermitteln.

Über die effektive Förderung der Moralkompetenz

Viele Lehrer beschränken sich schon heute nicht mehr allein auf die Vermittlung von ethischen Begriffen und Theorien, sondern lassen die Schüler reale Probleme aus den Bereichen Alltag, Umwelt, Biotechnologie, Wirtschaft, Politik etc. bearbeiten und unter moralischen Aspekten diskutieren. Seit den 1980er Jahren wird auch die so genannte „Dilemmamethode“ eingesetzt (Lind/Raschert 1987). Dies schlägt sich in einem Anwachsen



© Georg Lind

Plakat-Foto mit der widersprüchlichen Aussage „Waffen gegen Gewalt“

der Moralkompetenz in der Sekundarschulzeit nieder (Lind 2015a). (Dies ist insofern erstaunlich, als in der Lehrerbildung kaum eine Förderung von Moralkompetenz stattfindet (Lind 2015b).)

Die Förderung der Moralkompetenz in der Schule könnte und sollte jedoch noch deutlich verbessert werden. Nach unserer Erfahrung, die durch zahlreiche Wirkungsstudien gestützt wird, sind bei der Dilemmamethode bestimmte Dinge zu beachten, damit sie den Schülern nicht nur Spaß macht (was sie auch tun soll), sondern auch deren Moralkompetenz erhöht:

- Die Geschichte, über die diskutiert werden soll, sollte einen fiktiven Protagonisten haben, weil sonst über Personen nachgedacht und diskutiert wird statt über moralische Dilemmas. Eine Geschichte über reale Personen ist nicht didaktisch optimierbar. Sie führt schnell zu so starken Emotionen, dass kein moralisches Lernen mehr stattfinden kann.
- Der Protagonist muss eine klare Entscheidung treffen, die als richtig oder falsch bewertet werden kann, damit eine Abstimmung und die Bildung von meinungskonträren Gruppen möglich sind. Eine Entscheidung muss unausweichlich und darf nicht „technisch“ lösbar sein. Nur so werden bei allen Teilnehmern moralische Gefühle herausgefordert.
- Die Dilemmadiskussion muss in jeder Hinsicht

inklusiv sein, damit sie alle Schüler erreicht und damit wirksam zu einer demokratischen Lebensform beiträgt:

- Die Geschichte, über die diskutiert werden soll, muss so verfasst sein, dass sie von allen Teilnehmern verstanden wird; sonst ist die Methode bei einigen Teilnehmern wirkungslos.
- Die Geschichte muss bei allen Teilnehmern ein Dilemmagefühl auslösen und darf nicht als Rollenspiel erlebt werden. Rollenspiele eignen sich für andere Ziele, aber nicht für die Förderung von Moralkompetenz.
- Alle Teilnehmer müssen die nötige Zeit bekommen, ihr vages Dilemmagefühl in angemessene Worte zu fassen und damit kommunizierbar zu machen. Sonst wird der Blick auf das moralische Problem durch Missverständnisse verstellt.
- Alle Teilnehmer sollen den Mut aufbringen, sich – für alle sichtbar – für eine Seite zu entscheiden. Allerdings darf der Lehrer nur sanften Druck ausüben. Enthalten sich dennoch einige, können sie Beobachtungsaufgaben während der Diskussion bekommen. Bei vielen Enthaltungen sollte auf eine Diskussion verzichtet werden (siehe oben: „Rollenspiel“).
- Alle Teilnehmer müssen Gelegenheit bekom-

men, für ihren Standpunkt Argumente und Unterstützer zu finden, damit sie gut vorbereitet in die Auseinandersetzung mit Gegenpositionen gehen können. Je gestärkter die Teilnehmer in die Konfrontation mit Gegnern gehen, so meine Erfahrung, desto ziviler ist ihr Umgangston.

- Nach dieser Aufwärmphase kann die eigentliche Diskussion beginnen. Die Regeln müssen klar und von überschaubarer Anzahl sein, weil sie sonst nicht von allen verstanden und erinnert werden können. Zwei Regeln sind nach meiner Erfahrung notwendig und ausreichend:

- Zum einen die Regel der respektvollen Meinungsfreiheit: Jede Meinung darf geäußert

.....
 Die Dilemmadiskussion muss in jeder Hinsicht inklusiv sein, damit sie alle Schüler erreicht

werden, aber es dürfen keine Wertungen über Menschen abgegeben werden, weder negative noch positive. Wir wissen, wie schwierig die Einhaltung dieser Regel im Alltag ist. Umso erstaunlicher ist es, dass sich in den mehr als zwanzig Jahren, in denen ich Dilemmadiskussionen durchführe, immer alle an diese Regel gehalten haben. Eine Erinnerung war so gut wie nie nötig.



- Zweitens die Regel, dass die Lehrperson sich nicht in die Diskussion einmischen und auch nicht durch Moderation Einfluss auf die Diskussion nehmen darf. Die Teilnehmer moderieren die Diskussion selbst: Wer gesprochen hat, bestimmt, wer von der Gegenseite antworten darf (Pingpong-Regel). Durch beide Regeln kommt die Diskussion dem Habermas'schen Moralprinzip des „freien Diskurses“ so nahe, wie es nur irgendwie möglich ist (Habermas 1983).
- Die meist engagiert geführten Diskussionen waren bisher frei von offenen Feindseligkeiten. Um sicherzugehen, dass auch keine verborgenen feindseligen Gefühle bestehen bleiben, sollte eine Versöhnungsübung durchgeführt werden: Die Teilnehmer müssen die besten Argumente der Gegenseite für einen „Argumente-Oskar“ nominieren. Teilnehmer berichten dabei oft, dass ihre Meinung zu der Geschichte weniger eindeutig ist, als es in der Diskussion vielleicht den Anschein hatte. Viele sagen, sie hätten Argumenten der Gegenseite innerlich zugestimmt.
- Die Reflexion der ganzen Veranstaltung wird am besten durch eine zweite Abstimmung über die Entscheidung des Protagonisten eingeleitet. Haben sich durch die Diskussion Meinungsänderungen ergeben?
- Am Ende fragen wir die Teilnehmer, ob die Veranstaltung Spaß gemacht hat, und dann, ob sie sich für sie gelohnt hat: „Habt Ihr etwas durch die Veranstaltung gelernt? Wenn ja, was?“ Die Antworten zu dieser Frage helfen nicht nur dem Lehrer, Inhalt und Format der Dilemmadiskussion zu verbessern. Sie helfen auch den Teilnehmern, sich des eigenen Lernprozesses bewusst zu werden.
- Die Angst vor Bewertungen durch den Lehrer kann die Bereitschaft zur Offenheit hemmen, so dass die Methode wirkungslos bleibt. Um Vertrauen aufzubauen, sollte die Lehrperson daher am Ende den Teilnehmern für ihre interessante und offene Diskussion danken, aber von jeder – auch von einer unbewussten, nonverbalen – Bewertung absehen.

Diese Regeln beschreiben die *Konstanzer Methode der Dilemma-Diskussion (KMDD)*[®] zur Förderung von moralisch-demokratischer Kompetenz. Die KMDD förderte Inklusion, lange bevor diese in der Öffentlichkeit diskutiert wurde. Sie wird seit zwanzig Jahren in vielen verschiedenen Kontexten eingesetzt: bei Schülern (ab der 3. Klasse), bei Studierenden und Berufsschülern in allen Fächern, aber auch bei Soldaten, Gefängnisinsas-



sen und Bewohnern von Seniorenheimen. Die KMDD wird seit einigen Jahren auch im Ausland eingesetzt, u. a. in Brasilien, Chile, Italien, Kolumbien, Mexiko, Polen, Türkei und in China. Neuerdings wird sie auch als öffentliche Kulturveranstaltung angeboten.

Inklusion braucht Moralkompetenz, habe ich hier argumentiert. Ich habe zu zeigen versucht, dass gera-

Inklusion braucht Moralkompetenz,
deren Förderung aber braucht
ihrerseits Inklusion

de die Inklusion an Schulen davon profitieren würde, wenn deren Förderung mehr Beachtung geschenkt würde. Aber es dürfte auch deutlich geworden sein: Diese Förderung braucht ihrerseits auch Inklusion. Eine ungleiche Förderung würde nur bestehende Schiefagen vertiefen. Sie wäre ein Widerspruch in sich selbst.

LITERATUR

- Darwin, C. (1966/1871): Die Abstammung des Menschen. Stuttgart.
- Dewey, John (1964): Demokratie und Erziehung. Braunschweig.
- Habermas, Jürgen (1983): Moralbewusstsein und kommunikatives Handeln. Frankfurt/M.
- Heidbrink, H. (2010): Moral judgment competence and political learning. In: Lind, G. et al. (Hrsg.): Moral judgment and social education. New Brunswick NJ, S. 259-271.
- Garrel, M. v. (2012): Instandsetzungspädagogik. Integrationsansätze für lernentwöhnte Kinder. Göttingen.
- Lind, Georg (2002): Ist Moral lehrbar? Berlin.

- Lind, Georg (2015a): Moral ist lehrbar. Wie man moralisch-demokratische Kompetenz fördern und damit Gewalt, Betrug und Macht mindern kann. 3. erw. Auflage. Berlin.
- Lind, Georg (2015b): Favorable learning environments for moral competence development – A multiple intervention study with nearly 3.000 students in a higher education context. In: International Journal of University Teaching and Faculty Development, 4, S. 4.
- Lind, Georg/Raschert, J. (Hrsg.) (1987): Moralische Urteilsfähigkeit. Eine Auseinandersetzung mit Lawrence Kohlberg über Moral, Erziehung und Demokratie. Weinheim.
- Peschel, F. (2003): Offener Unterricht – Idee, Realität, Perspektive und ein praxiserprobtes Konzept in der Evaluation. Hohengehren.



Dr. Georg Lind

- war vor seiner Emeritierung apl. Professor für Psychologie und Bildungsforscher an der Universität Konstanz.
- Georg.Lind@uni-konstanz.de

©sör alex / photocase.de